

Kapitel 1

Der Moment war gekommen.

Sie hatten mit Champagner angestoßen, der Kerzenschein warf goldene Flecken auf den Tisch, alles wirkte festlich, beinahe vollkommen. Doch sie hielt ihr Glas einen Augenblick zu lange fest, als könnte es ihr Halt geben.

»Jetzt sag schon, was feiern wir heute?«, fragte er.

Er wollte kein Kind. Und sie war schwanger.

Dabei hatte sie sich alles zurechtgelegt. Unzählige Sätze hatte sie im Kopf geprüft, verworfen, abgeschwächt, neu begonnen. Doch jetzt, da er sie ansah, blieb nur der schlichteste.

»Du wirst Papa.«

Er sagte nichts. Doch seine aufgerissenen Augen verrieten ihn.

Sie rang sich ein Lächeln ab.

»Das kannst du vergessen!«, stieß er hervor.

An den Nebentischen erstarb das Gemurmel.

Er fuhr hoch, beugte sich über den Tisch zu ihr. »Ich werde sterben, wenn ein Sohn geboren wird«, flüsterte er ihr ins Gesicht.

»Was redest du da für einen Unsinn?«

Ohne ein weiteres Wort wandte er sich ab und verließ das italienische Nobelrestaurant.

Zu Hause hatte sie ihn zur Rede gestellt, hatte geschrien und geweint. Nichts hatte ihn erreicht. In den

nächsten Tagen mieden sie das Thema und sprachen nur über das Nötigste. Als er sie fragte, ob sie ihn auf einer Dienstreise nach Berlin begleiten wolle, keimte in ihr Hoffnung auf, und sie sagte zu. Doch weder die Anreise noch der traditionelle Spaziergang zum Gendarmenmarkt oder die Restaurantbesuche konnten an die Unbeschwertheit früherer Jahre anknüpfen. Das Unausgesprochene lag über allem, lastete auf ihren Gedanken, auf jedem Atemzug. Als sie in der Hotelsuite schließlich den Mut fand, es noch einmal anzusprechen, schrie er sie an.

»Das Kind darf nicht geboren werden. Verstehst du das denn nicht?«

Seine Worte, »Wenn du nicht freiwillig abtreibst, Sorge ich selbst dafür«, hallten bis in den frühen Morgen in ihr nach. Ihr Mann brauchte professionelle Hilfe. Noch in derselben Nacht fasste sie den Entschluss, am nächsten Tag einen Psychologen aufzusuchen.

Am Nachmittag des nächsten Tages vergingen im Sprechzimmer quälende Minuten, bis sie die Kraft fand, es auszusprechen. »Du wirst Papa, habe ich gesagt. Und mein Mann hat von seinem Tod geredet.«

Doktor Stefan Heimer zögerte, dann beugte er sich vor. »Ist der Vater todkrank?«

Sie blickte ins Leere, als hätte seine Frage sie aus dem Raum gerissen. Dann brach es aus ihr hervor.

»Seine aufgerissenen Augen, die Blicke von den Nebentischen, und dann ließ er mich einfach dort sitzen. Es war grauenhaft.«

»Der Vater? Ist er ...«

»Er glaubt, sterben zu müssen, wenn ein Sohn zur Welt kommt.« Ihr fahriger Blick streifte Heimer. »Ich habe Angst. Angst, dass etwas Entsetzliches geschieht.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Heimer.

»Zuerst dachte ich, er sei emotional überfordert, das alles nur ein Vorwand. Aber nein. Er glaubt das wirklich. Es ist ein Albtraum.«

Heimer hob beschwichtigend die Hand. »Wie begründet er seine Angst?«

»Für ihn ist es Schicksal, Vorsehung. Ein Irrsinn. Es gab Abende, an denen wir stundenlang schweigend im Wohnzimmer saßen.«

Ihre Augen schimmerten feucht. Eine Weile schwieg sie. Heimer ließ ihr Zeit.

Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen, wortlos, ohne jede Erklärung. Doch der bloße Gedanke daran ließ ihn wieder einmal an seiner Professionalität zweifeln. Schließlich fragte er: »Frau Witt, haben Sie eine Vermutung, weshalb er diesen Zusammenhang herstellt?«

Sie sah ihn jetzt gefasst an. »Sein Vater ist an dem Tag, an dem er geboren wurde, tödlich verunglückt. Er ist überzeugt, dass ihn dasselbe Schicksal treffen wird.«

»Ich verstehe. Was haben Sie seitdem unternommen?«

»Eine Therapie lehnt er ab, und vor Freunden tut er so, als wäre ich die notorische Lügnerin, die Märchen erzählt.« Sie wirkte, als könne sie jeden Augenblick die Fassung verlieren. »Helfen Sie uns. Bitte«, sagte sie beschwörend.

»Das Einverständnis Ihres Ehemanns vorausgesetzt, gern. Die Bereitschaft, die eigenen Gedanken und Gefühle kritisch zu hinterfragen, ist eine Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Psychotherapie.«

»Genau das ist das Problem. Versteht ihr denn nicht?«

Heimer sah sie überrascht an. *Der Vorwurf galt nicht ihm persönlich, sondern seinem Berufsstand.* Inzwischen war er sich sicher, dass sie nicht zum ersten Mal einem Thera-

peuten gegenüberfaß. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, sie darauf hinzuweisen: »Psychische Symptome können auch organische Ursachen haben. Deshalb wären zunächst neurologische und internistische Untersuchungen zu empfehlen, um körperliche Fehlfunktionen auszuschließen«, leierte er herunter.

Gebannt sah sie auf das Wandtattoo hinter dem Schreibtisch:

*Am Ende des Tages wird
deine Seele gewogen und ist sie
Leichter und reiner als Luft, wirst
du schlafen wie in einem Himmelbett.*

Sie deutete auf die Wand. »Es berührt mich«, flüsterte sie. »Ich würde gern mehr davon lesen. Von wem stammt das?«

Heimer vermied ihren Blick. »Eine mythologische Ableitung. Von mir.«

Er schob die Teeschale auf dem Besprechungstisch beiseite, um sein schwarzes Notizbuch abzulegen. Den Bleistift legte er daneben.

»Ist das Ihr Versprechen?«

Seine Gedanken glitten zu jenem Patienten zurück, der ihn gefragt hatte, ob das sein Fahnnenspruch sei. Der militärische Klang des Wortes missfiel ihm, dennoch hatte er genickt und geschwiegen. Es war seine Vorstellung von Heilung. Früher stand jede Sitzung unter diesem Satz, wie unter dem ersten Licht eines Tages, an dem die Hoffnung neu geboren wurde.

»Ist etwas?«

»Oh, bitte entschuldigen Sie. Mit sich selbst im Einklang zu sein, ist ein therapeutisches Ziel. Sprechen Sie mit Ihrem Ehemann, erzählen Sie ihm von unserem Gespräch. Falls er zustimmt, vereinbaren wir einen Termin.«

»Und wenn nicht?«

»Rufen Sie mich morgen an, dann sehen wir weiter.«

Als er sich beim Abschied sagen hörte, »Frau Witt, wir werden eine Lösung finden. Vertrauen Sie mir«, bereute er die Worte sofort. Ihre Blicke hielten einander noch fest, und doch ahnte er schon, wie schlimm es enden konnte.

Heute verließ Heimer die Praxis früher als sonst, um die letzten Korrekturen an seinem neuen Buch vorzunehmen.

Zu Hause schmierte er sich ein Käsebrot, nahm ein Glas Wein mit ins Arbeitszimmer und griff nach dem Manuskript. Zurückgelehnt blätterte er durch die Druckfahnen, die der Verlag ihm zur Freigabe geschickt hatte. Die Lektorin hatte einen gänzlich neuen Klappentext verfasst, der eher in eine Boulevardzeitung gepasst hätte. Die reißerischen Formulierungen waren für ihn indiskutabel, doch er gab den Gedanken auf, sie heute noch zu überarbeiten.

Jedes Mal, wenn er sich das Manuskript vornahm, drängte sich die Begegnung mit Frau Witt dazwischen und weckte etwas in ihm, das er längst begraben glaubte.

Sein Blick glitt zur Bücherwand. Bald würde sein zweites Buch dort seinen Platz neben Freud, Jung und Adler finden.

Heimer kannte die Titel seiner umfangreichen psychoanalytischen Bibliothek auswendig. Nur selten klangen sie so populärwissenschaftlich und reißerisch wie der, den seine Lektorin vorgeschlagen hatte. Er hatte mit ihr gestritten, gerungen und am Ende doch *Wer die Erinne-*

rungen verändert, verändert seine Zukunft akzeptiert. Als einziges Zugeständnis hatte er erreicht, dass der Verlag künftig nicht mehr auf Lesungen bestand.

Diese Veranstaltungen waren für ihn eine Strafe. Selbst in kleinen Buchhandlungen vor nur wenigen Zuhörern wirkte er fahrig. Bei den Fragerunden am Ende antwortete er umständlich und weitschweifig, verlor sich in wissenschaftlichen Definitionen und merkte oft zu spät, dass er sein Publikum längst verloren hatte. Schon nach wenigen Minuten sah er manchen an, dass sie die Lesung vorzeitig verlassen würden. Andere blieben nur aus Höflichkeit bis zum Schluss. Ihre gelangweilten Gesichter brannten sich ihm jedes Mal ins Gedächtnis. In Wahrheit war er nicht nur auf der Bühne ein Langweiler.

Heimer setzte sich ins Wohnzimmer, nahm den Krimi vom Beistelltisch und schlug die markierte Seite auf. Doch schon nach wenigen Sätzen musste er wieder an sein Versprechen denken: »Wir werden eine Lösung finden. Vertrauen Sie mir.« Noch am Abend zuvor war es ihm schwergefallen, den Roman gegen Mitternacht beiseitezulegen; heute jedoch gelang es ihm nicht, in diese Welt einzutauchen.

Entgegen seiner Gewohnheit leerte er ein drittes Glas Rotwein, und seine Gedanken glitten zurück zu Christiana Witt. Als sie sein Sprechzimmer betreten hatte, hatte er für einen Moment geglaubt, Nina sei zurückgekehrt. Der helle Blondton ihres Haares, ihre Figur, ihre elegante Kleidung, all das war ihm seltsam vertraut erschienen. Selbst ihre Stimme weckte für einen Augenblick die Erinnerung an vergangenes Glück. Vergeblich hatte er versucht, die Ähnlichkeit mit Nina zu ignorieren. Zweimal war er ihrem Blick ausgewichen, hatte an ihr vorbeigesehen, aus Angst, sie könnte es bemerken.

Mitten in der Nacht wachte Heimer auf und fragte sich, ob es für die Angst des Ehemanns, am Tag der Geburt seines Sohnes sterben zu müssen, irgendwo ein mythologisches Gegenstück gab: einen Fluch, eine göttliche Vorsehung, die auf einer männlichen Blutlinie lastete.

Er konnte einfach aufstehen, das Licht einschalten, sich an den Computer setzen und nachforschen, ohne jemanden zu stören. Gern hätte er jedoch Rücksicht auf eine neben ihm schlafende Frau genommen, wäre leise aufgestanden, hätte ihr die Decke zurechtgezogen und das Schlafzimmer im Dunkeln verlassen. Aber es gab niemanden, auf den er Rücksicht nehmen musste.

Schließlich stand er auf, ging ins Arbeitszimmer, schenkte sich ein Glas Wasser ein und begann, Begriffe in eine Suchmaschine einzugeben. Die Treffer betrafen ausschließlich Frauen. Die Vorstellung des Mannes schien einzigartig: Weder in der griechischen Mythologie noch anderswo fand sich etwas Vergleichbares. Zumindest nicht in dieser Nacht.

Kapitel 2

Wie an jedem Wochentag verließ Stefan Heimer nach dem Frühstück um zwanzig vor neun seine Wohnung in der Sophienstraße, schlenderte an den *Hackeschen Höfen* vorbei und blieb hin und wieder vor einem Schaufenster stehen. Während andere um diese Zeit über die Oranienburger Straße zur Arbeit eilten, ließ er seine Gedanken treiben und war längst bei seinen Patienten und den Sitzungen des Tages.

Der Zugang zur Gemeinschaftspraxis lag versteckt in einem Hinterhof. In seiner Mitte stand eine Parkbank mit schmiedeeisernen Füßen aus dem 19. Jahrhundert, die man erst vor wenigen Jahren mit dem Haus instand gesetzt hatte. Links säumten spätherbstliche Sträucher den Hof, rechts wuchs in einem geharkten Kiesbett eine bonsaiartig geschnittene Kiefer. Daneben plätscherte Wasser aus einem flachen Quellstein.

»Eine Denkoase«, hatte er damals gedacht, als er die Praxisräume in dem typischen Berliner Altbau mit seinen hohen Decken, Stuckelementen und massiven Holztüren zum ersten Mal besichtigt hatte. Der Makler hatte ihm die Euphorie angesehen und siegessicher gegrinst. Für den Nachmittag vereinbarte Heimer einen zweiten Termin, diesmal in Begleitung von Frank Burger, einem ehemaligen Kommilitonen. Nach der Besichtigung saßen sie in ihrer »Denkoase« und diskutierten über ihre gemeinsame

berufliche Zukunft, die mit jedem Satz verheißungsvoller erschien. Heimer plante psychoanalytische Behandlungen, die seinem Forschungsschwerpunkt entsprachen, und Burger sah sich bereits als Coach und Psychotherapeut für das Management oberster Führungsebenen. Eine Woche später unterschrieben sie den Mietvertrag und gaben das weiße Praxisschild mit dem schwarzen Schriftzug *Burger & Heimer, Gemeinschaftspraxis für Psychotherapie und Coaching* in Auftrag.

Die Anfänge lagen nun vier Jahre zurück, und inzwischen führten sie eine gutgehende psychotherapeutische Praxis. Selbst aus der Charité kamen Patienten auf Empfehlung ihrer Oberärzte. Trotzdem fiel es Heimer schwer, die Praxistür zu öffnen. Im hell erleuchteten Flur stand seine Assistentin Charlotte Meierfeld am Kopierer und scannte Patientenakten ein.

»Good morning, Charlie! What's on the agenda?«, fragte Heimer, während er den Mantel ablegte.

Sie winkte mit einem Stapel Leistungsnachweise.

Auf der Schwelle zum Sprechzimmer hielt er inne und drehte sich noch einmal um.

»Ach, Charlie, falls Frau Witt anruft, stell sie bitte durch. Auch während einer Sitzung.«

»Die Blonde von gestern?«

Er hob mahnend die Brauen. »Charlie, bitte. Die hübsche Frau von gestern.« Dann setzte er ein Lächeln auf, das harmloser wirken sollte, als es war.

Gegen Mittag hatte Heimer sich noch einmal bei Charlie erkundigt, und am späten Nachmittag gab er die Hoffnung auf einen Anruf auf.

Vor dem letzten Termin öffnete Charlie die Tür zum Sprechzimmer und blieb auf der Schwelle stehen. »Die

Blonde hat angerufen«, sagte sie. Als kein Kommentar kam, fügte sie hinzu: »Sie wollte nicht während einer Sitzung zu dir durchgestellt werden. Stattdessen hat sie für morgen ein Treffen im *Adlon* vorgeschlagen, um halb vier. Falls dir das nicht passe, habe sich die Angelegenheit erledigt.«

Heimer blickte einen Moment unschlüssig umher.

»Ich sage ihr ab«, bot Charlie an.

»Warte. Ich nehme den Termin wahr.«

Charlie sah ihn irritiert an. »Seit wann akzeptieren wir ein Ultimatum?«

»Sag für morgen Nachmittag alle Termine ab und bestätige ihr den Treffpunkt.«

»Wie du meinst«, sagte sie verärgert.

Er beugte sich wieder über die alte Patientenakte.

Charlie sah ihn noch einen Moment lang an, dann zog sie die Tür hinter sich zu.

Heimer starrte auf die Seiten, als sei das Urteil über ihn längst gefällt. Bald würden sie merken, dass er seinen Aufgaben nicht mehr gewachsen war. Seine Leidenschaft für den Beruf war einer inneren Leere gewichen, die sich kaum noch überspielen ließ. Er stand kurz davor, den Kampf gegen sich selbst zu verlieren; zu oft hatte er erfahren, dass am Ende alles vergeblich sein konnte.

Spät am Abend notierte Heimer in sein Tagebuch: *Erstgespräch mit Frau Witt – seltsam.*

Zuvor hatte er in seiner kleinen psychiatrischen Fachbibliothek nach ähnlichen Fallbeschreibungen gesucht. Vergeblich.

Er legte das Tagebuch auf den Couchtisch und dimmte die Leselampe, bis nur noch ein matter Schimmer blieb. In der stillen Wohnung wurden ihm die Augenlider

schwer. Zu hören war nur das gleichmäßige Ticken der Wanduhr.

Seine Gedanken wurden langsamer, und es war, als ziehe sich sein Bewusstsein zurück und betrachte alles nur noch aus der Ferne. Er schwebte in einer Seifenblase, umgeben von anderen. In ihrem Inneren zeichneten sich nur die Umrisse von Menschen ab. Wie Wolken glitten sie lautlos und schwerelos an ihm vorbei. Er wollte nicht denken, nur sehen, was aus seiner Tiefe emporstieg. Doch kaum dachte er es, war alles vorbei.

Sein Bewusstsein drängte sich unwiderruflich wieder nach vorn. Das verblichene Bild hinterließ ein feines Kribbeln auf seiner Haut. Schon als junger Mann hatte er diesen Zauber gespürt, dass es mehr gab zwischen Himmel und Erde, dass menschliches Leben eingebunden war in einen übergeordneten Plan, in eine Gesetzmäßigkeit, in eine Vorbestimmung, die ihn hoffen und beten ließ.

Kapitel 3

Heimer saß frühzeitig im *Adlon*, hatte ein Kännchen Tee bestellt und ließ den Blick durch die Lobby schweifen. Bestickte Polstermöbel aus blaugrauem und gelbgoldenem Samt, Antiquitäten, prunkvolle Kronleuchter und das leise Plätschern des Elefantenbrunnens ließen den Glanz der Goldenen Zwanziger aufleben. Ein Pianist am Flügel legte einen sanften Klangteppich über die Szenerie.

»Hi«, sagte Christiana Witt und musste lächeln, als Heimer zusammenzuckte. »Waren wir nicht verabredet?«

»Doch, natürlich, Frau Witt. Ich dachte nur, Sie kämen von draußen.«

»Ich komme von meinem Zimmer.« Sie setzte sich und beugte sich leicht vor. »Schön, dass Sie es einrichten konnten«, sagte sie mit einem Lächeln, das Grübchen in ihre Wangen zauberte. Einen Augenblick lang zögerte sie. »Ich habe gestern Nacht in Ihrem Buch geschmökert. Einige Passagen haben mich an Mary Shelleys *Frankenstein* erinnert.«

Heimer lehnte sich zurück. Auch das hatte er seiner Lektorin zu verdanken, die ausschließlich auf die Auflagenhöhe schielte. Das Buch dramatisierte unnötig, versprach zu viel und suggerierte neue Therapien, die es nicht gab. Nun musste er sich auch das noch anhören. Er suchte nach einer knappen Rechtfertigung.

»Manche Formulierungen sind nicht ...«

»Ich habe gut reden«, unterbrach sie ihn und senkte den Blick. »Sie kennen die Menschen hinter diesen Schicksalen, und ich ziehe billige Vergleiche.«

»Meine Lektorin wollte das psychopathische Verhalten für den Leser unmittelbar erfahrbar machen. Ihr ging es um eine packende Darstellung davon, wie Angst und Verzweiflung in den Alltag einer Familie eindringen. Mir hingegen lag die wissenschaftliche Perspektive am Herzen, und ich habe versucht, sie so verständlich wie möglich zu vermitteln«, sagte Heimer steif und erschrak darüber, wie leblos seine Stimme klang.

»Erinnerungen manipulieren, wie sind Sie darauf gekommen?«, fragte sie.

Beinahe hätte er sich in ihrem Blick verloren. Sie strahlte natürliche Eleganz aus, und hinter aller Anmut lag in ihren Augen eine Kraft, der er sich kaum entziehen konnte.

Er nahm einen Schluck Tee, um sich zu sammeln.

Heute wirkte sie wie verwandelt.

Sie lächelte, spielte mit Worten, hielt das Gespräch mühelos in der Hand. Von der Verzweiflung des Vortags war nichts mehr zu spüren.

»Guten Tag, Frau Witt. Darf es etwas sein?«, fragte ein junger Kellner, der sich lautlos genähert hatte.

»Ein Wasser bitte.«

»Wie immer, zimmerwarm und spritzig.«

Sie grinste ihn an. »Vor allem spritzig.«

Der Kellner schmunzelte, warf Heimer einen kurzen Blick zu und zog sich wieder zurück, als dieser nur den Kopf schüttelte.

»Wo waren wir stehen geblieben?« Sie lächelte, als wäre ihr längst klar, dass Heimer ihr nicht ausweichen würde.

»Ja, genau. Sie wollten mir erzählen, warum Sie sich mit dem Manipulieren von Erinnerungen beschäftigen.«

Er nippte an seinem Tee und stellte die Tasse behutsam ab. *Nur Frank wusste Bescheid.*

»Es war ein tragischer Fall«, sagte er. »Damit hat alles angefangen. Wollen Sie das wirklich hören?«

»Ich würde gern mehr über Sie und Ihre Therapien erfahren. Also nur zu. Schlimmer als in Ihrem Buch kann es kaum werden.«

Heimer beugte sich nun ebenfalls zu ihr vor. »Es handelte sich um eine schizophrene Psychose: akustische Halluzinationen, Ich-Störungen, das Gefühl, von unbekannten Mächten gesteuert zu werden. Aufgrund meiner Verdachtsdiagnose hielt ich die Zusammenarbeit mit einem Psychiater für angezeigt, um eine medikamentöse Behandlung einzuleiten. Mein Patient lehnte jedoch ab. Er fürchtete, in eine psychiatrische Klinik eingewiesen zu werden.«

Sie neigte leicht den Kopf. »Was sagten die Stimmen?«

»Er habe es nicht verdient zu leben. Sie hätten ihn aufgefordert, sich umzubringen, und ihm eingeredet, ständig liefen Live-Aufnahmen von ihm im Internet. Täglich werde darüber abgestimmt, ob er sich erhängen solle. Alle seien dafür, weil er die größte Drecksau sei, die je die Erde betreten habe.«

Ihre zusammengepressten Lippen schoben sich leicht vor, während sie ihn ernst ansah. »Schrecklich. Man darf sich gar nicht hineinversetzen«, sagte sie nachdenklich. »Was waren die ersten Anzeichen?«

»Wenn auf der Straße jemand hustete, bedeutete das für ihn, dass er verachtet wurde. Andere wiederum spuckten dabei auf den Boden. Seine Verzweiflung wuchs, und schon die kleinsten Anlässe führten zu pein-

lichen und tragischen Situationen. Für seine Kinder war es unerträglich; sie brachen den Kontakt ab. Seine Frau hatte ihn bereits Jahre zuvor verlassen. Am Ende stand die völlige Vereinsamung.«

»Eine Zwangsunterbringung über einen psychiatrischen Facharzt zu veranlassen, kam für Sie nicht infrage?«

»Solange ein Mensch keine Gefahr für sich oder andere darstellt, ist man auf seine Zustimmung angewiesen.«

»Ich weiß.«

Heimer rang einen Moment mit seinen ausufernden Gedanken. »Ich sah keine akute Gefahr, da er schon seit Jahren damit lebte.«

Sie nickte und sah ihn verständnisvoll an.

»Dann erlitt er einen Schlaganfall, verbunden mit einem vorübergehenden Gedächtnis- und Sprachverlust. Trotz seiner eingeschränkten Kommunikationsfähigkeit begegnete er den Menschen mit einer fast rührenden Unbefangenheit. Fand er nicht gleich das richtige Wort, lachte er, versuchte es noch einmal und machte mit den Händen sichtbar, was er nicht sagen konnte. Er schäkerte mit den Krankenschwestern, und sie mochten ihn sehr.«

»Vom Schizophrenen zum Womanizer«, sagte sie und lächelte Heimer an.

Er erwiderte ihr Lächeln nicht. »Ich besuchte ihn auch in der Reha. Zwar sprach er inzwischen wieder besser, doch seine Unbefangenheit war verschwunden. Wenige Wochen später stellten sich mit seinen Erinnerungen auch die alten Symptome wieder ein. Er hörte wieder Stimmen, fühlte sich verfolgt, bedrängt und bloßgestellt. Die paranoide Schizophrenie war zurück.«

»Und wie geht es ihm heute?«

Der Pianist hatte eine Pause eingelegt, und das Plätschern des Brunnens füllte die Stille.

»Er hat sich vor einen Zug geworfen. Suizid.«

»Oh. Das tut mir leid«, sagte sie und blickte ihn betroffen an. »Sie machen sich doch hoffentlich keine Vorwürfe?«

Heimer zögerte. In ihrer Gegenwart schien es leichter, darüber zu sprechen. »In gewisser Weise schon. Stunden vor seinem Suizid hatte er mir eine Nachricht auf den Anrufbeantworter gesprochen, die ich erst eine halbe Stunde vor Mitternacht abhörte.« Er hielt inne, und wieder drang das Plätschern des Brunnens an sein Ohr. »»Ich warte am Ostkreuz. Wenn nicht Sie, dann wird der Zug um sechs nach zwölf meine Probleme lösen«, hatte er gesagt. Diesen Satz höre ich bis heute.«

Sie nickte, suchte seinen Blick und sah ihm ernst in die Augen.

»Kurz nach Mitternacht kam ich am Bahnhof an. Er stand auf dem Bahnsteig, weit entfernt von den anderen Wartenden. Er wird doch nicht wirklich springen, dachte ich. Trotzdem rannte ich los, hörte das Sirren der Gleise, schrie seinen Namen. Er drehte sich um, hob den Arm, als wolle er mich grüßen, und trat an die Bahnsteigkante. Der Zug schoss aus der Kurve. Dann sprang er.«

Heimer schwieg einen Moment.

»Ich blieb an der Bahnsteigkante stehen und brüllte. Wie all die anderen, die herbeiliefen. Das Quietschen der Bremsen, der Aufprall, dieser eine Augenblick, all das werde ich nicht los. Im Nachhinein glaube ich, ich hätte ihn noch zurückreißen können.«

Sie legte ihre Hand auf seine. »Sie hätten dabei sterben können.«

»Nachts wache ich auf und sehe seinen erhobenen Arm. Immer und immer wieder. Und ich bin so wütend auf ihn, dass ich mich dafür schäme.« Heimer hätte nie gedacht, dass er einmal so offen darüber sprechen würde.

Sie zog ihre Hand zurück.

Heimer lehnte sich zurück. »Er verweigerte eine stationäre Behandlung, und eine Zwangseinweisung erschien mir nicht möglich.«

»Eine schlimme Geschichte. Machen Sie sich bitte keine Vorwürfe. Er wollte es genau so.« In ihren Mundwinkeln lag ein einfühlsames Lächeln.

Heimer hatte das Gefühl, die letzten Minuten seien ihm entglitten.

Was redete er hier eigentlich?

»Aber jetzt zu Ihnen«, sagte er eine Spur lauter. »Wie ist Ihr Gespräch verlaufen? Wann kommen Sie mit Ihrem Mann in meine Praxis?«

»Gar nicht«, sagte sie. »Sie haben einen Termin mit ihm in Zürich.«

»Wie bitte?« Heimer sah sie verwundert an und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Der Terminkalender meines Mannes ist randvoll. Er ist CEO und Chefarzt, da muss man eben Kompromisse schließen.« Sie zuckte lässig mit den Schultern.

»Von welchem Unternehmen?«

»Schlosskliniken Zürich AG«, sagte sie, als müsse ihm der Name etwas sagen. »Am Freitag erwartet er Sie.«

Heimer brauchte einen Augenblick. *War das etwa der Witt? Der international bekannte Neurologe und Psychiater Berthold Witt?* Er wusste kaum etwas über ihn, aber sein Ruf war legendär. Viele Fragen gingen ihm durch den Kopf, doch er stellte nur eine.

»Übermorgen?«

»Ja, um halb vier. Sie haben eine Stunde mit ihm.«

»Allein?«

»Natürlich. Mein Mann geht davon aus, dass ich bei Ihnen in Behandlung bin und Sie deshalb mit ihm sprechen wollen. Mehr weiß er nicht.«

Heimer schüttelte den Kopf. »Das hatten wir anders vereinbart.«

»Warum nicht? Es ist doch nur ein Gespräch.«

»Unter Vortäuschung falscher Tatsachen.«

»Dann bin ich eben ab sofort Ihre Patientin. Eine werdende Mutter, psychisch labil, mitten in einer Ehekrise.« Mit diebischem Lächeln fügte sie hinzu: »Das ist doch ein genialer Einstieg.«

Schmunzelnd zog sie mit zwei Fingern einen Briefumschlag aus ihrer Handtasche und schob ihn Heimer zu. »Hier ist ein erster Vorschuss für Honorar und Spesen.«

Er ignorierte den Umschlag. Eine winzige, steile Falte bildete sich auf ihrer Stirn.

Was verbarg sie nur?

Er sah ihr in die Augen, entschlossen, nach der Wahrheit zu suchen.

»Nur unter der Bedingung, dass wir uns vor dem Gespräch in Zürich noch einmal treffen«, bluffte er.

»Ich wusste, dass Sie mir helfen.« Sie schwieg einen Moment. Plötzlich wurde sie ernst. »Danke.«

Heimer sah einen Anflug von Traurigkeit in ihren Augen, der gleich darauf von sprühender Fröhlichkeit verdrängt wurde.

»Am Freitag würde es mir am besten in meiner Mittagspause passen.«

»Darf ich fragen, wo Sie arbeiten?«

»In der Marketingabteilung der Schlosskliniken. Morgen schicke ich Ihnen eine SMS, wo wir uns am Freitag treffen. Ich muss jetzt leider los, mein Mann wartet am Flughafen.«

Beide standen auf und gaben sich die Hand. Ein paar Schritte vom Tisch entfernt blickte sie über die Schulter zurück. Ihre Blicke trafen sich.

Sie winkte kurz.

Er hob nur die Hand.

Heimer blickte ihr nach, bis sie aus seinem Gesichtsfeld verschwunden war.

Die Angst war wieder da, zu versagen und der Verantwortung nicht mehr gerecht zu werden. Der Verlauf des Gesprächs ließ einen Gedanken in ihm wachsen, den er kaum zu Ende denken wollte. Vielleicht war es Zeit, aufzuhören. Was einst Berufung gewesen war, fühlte sich zunehmend an wie eine Rolle, die er nur noch mühsam spielte.

Früher hatte er geglaubt, zuhören zu können, ohne sich selbst zu verlieren. Heute aber war Frau Witt diejenige gewesen, die zugehört hatte. Die richtigen Fragen gestellt. Die richtigen Worte gefunden.

»Haben Sie noch einen Wunsch?« Der junge Kellner, der vorhin die Wasserbestellung entgegengenommen hatte, stand am Tisch und riss Heimer aus seinen Gedanken.

»Nein, danke. Bringen Sie mir bitte die Rechnung.«

»Das geht aufs Zimmer.«

»Danke.« Noch bevor er sich zurückhalten konnte, fragte er: »Übernachtet Frau Witt öfter hier?«

Der Kellner schien abzuwägen, sah sich um und beugte sich dann zu Heimer hinunter. »Professor Witt ist Stammgast, seine Frau begleitet ihn gelegentlich. Mor-

gens fährt er mit dem Taxi zur Charité und kommt erst abends zurück. Sie überbrückt den Tag mit Shopping und Museumsbesuchen.« Er grinste und zwinkerte Heimer zu. »Auf Dauer wird das doch langweilig, oder?«

Kapitel 4

Draußen schlug Heimer kalte Luft entgegen, und er klappte den Mantelkragen hoch. Nach einigen Schritte blickte er zum Hotel *Adlon* zurück.

Was passierte gerade mit ihm? Hatte ihn diese fremde Welt aus Samt, Kronleuchtern und gedämpfter Klaviermusik jetzt endgültig aus dem Gleichgewicht gebracht? Als hätte er dort drinnen für einen Moment vergessen, wer er war. Er hatte sich von ihr führen lassen, hatte geredet, zu viel geredet, und nun blieb ein schaler Nachhall zurück, der sich nicht abschütteln ließ.

Nach zehn Minuten erreichte er die Friedrichstraße und blieb vor dem *Kulturkaufhaus Dussmann* stehen. In der Schaufensterscheibe spiegelte sich sein Gesicht, und er fühlte sich ertappt.

Christiana Witt war hübscher als Nina, wirkte eleganter, und ihre blauen Augen traten auf der blassen Haut noch stärker hervor. Gestern in der Praxis waren Nina und Christiana Witt für einen Moment zu einem Bild verschwommen, als hätte jemand zwei transparente Fotos übereinandergelegt. Heute sah er nur noch äußerliche Zufälligkeiten, die sie einander ähneln ließen.

Das war ein kleiner Fortschritt, und doch fühlten sich seine Gedanken falsch an, jenseits der Regeln seines Berufsstandes.

Auf dem Weg zu seiner Wohnung kam er am *Anrit* vorbei, seiner bevorzugten Adresse, wenn ihm nach indi-

schem Essen war. Er aß *Palak Paneer* in einem bunten, exotischen Zelt, das an die Zeit der Maharadschas erinnerte.

Zu Beginn ihrer Beziehung hatte er oft mit Nina hier gegessen und sich über die schrägen Gestalten amüsiert, die auf der Oranienburger Straße unterwegs waren. Damals hatten sie noch über dieselben Dinge gelacht. Später wurde dieses Lachen seltener, bis am Ende nur noch unausgesprochene Erwartungen zwischen ihnen standen.

»Jeden Tag dasselbe Ritual! Du bist so vernünftig, dass es schon unvernünftig ist«, hatte sie ihm anfangs noch halb im Scherz vorgeworfen. Dass seine Patienten immer an erster Stelle standen, hatte sie nie verstanden. In den letzten Monaten ihrer Beziehung wurde ihr Ton schroffer. Er versuchte, sich zu ändern, unvernünftiger zu sein, Regeln zu brechen.

Doch sie schüttelte nur noch den Kopf. Ihre letzten Worte hatte sie unter Tränen ausgesprochen.

»Du ödest mich an.«

Dass sie geweint hatte, ließ ihn hoffen, sie würde zurückkommen. Doch sie kam nicht zurück. Seitdem war ihm nur der Beruf geblieben. In der Praxis fand er anfangs noch die Akzeptanz und Sicherheit, die ihm im übrigen Leben fehlten.

Nina hatte ihm einen Spiegel vorgehalten, in den er lange nicht hatte schauen wollen. Erst seit einiger Zeit brachte er den Mut auf, hinzusehen. Was er darin erkannte, ließ kaum noch Hoffnung zu. Eine Frau wie Nina kehrte nicht zu einem Mann wie ihm zurück. In Erinnerungen versunken saß er noch eine Weile da und nippte an seinem Wein, bevor er seinen Kollegen Frank Burger anrief.

»Hast du zwei Minuten?«

»Klaro.«

»Ich fliege am Freitag nach Zürich.«

»Hast du da keine Termine?«

»Das wird Charlie koordinieren«, sagte Heimer.

»Was ist denn so wichtig? Dein Buch wird am Samstag im Tagesspiegel besprochen. Wir werden uns vor Anfragen nicht mehr retten können. Charlie meinte schon, wir sollten allen neuen Patienten eine andere psychologische Praxis empfehlen.«

»Der Andrang legt sich wieder.«

»Bei Wartezeiten von vier Monaten?«

»Auch das geht vorbei. Könntest du bitte etwas über Professor Witt herausfinden? Möglicherweise kooperiert er mit der *Charité*.«

»Du meinst den berühmten Psychiater?«

»Genau den.«

»Sag mal, was ist los? Erst verschiebst du Termine, und jetzt soll ich auch noch Detektiv spielen?«

»Du machst doch gerade ein Coaching für ärztliche Führungskräfte an der *Charité*. Sprich einfach mit deinen Teilnehmern.«

»Versprechen kann ich es nicht. Bis wann brauchst du die Infos?«

»Morgen.«

»Wat? Bist du meschugge?«

»Du gehst mir auf die Nerven mit deinem aufgesetzten Berlinerisch.«

»Ich weiß, deswegen mache ich es ja«, sagte Frank, und sein breites Grinsen war fast hörbar.

»Im *Amrit*. Gegen achtzehn Uhr.«

»Na jut. Dit is jebongt!«

Beim Inder hatten sie sich in eine abgelegene Ecke gesetzt, wo niemand mithören konnte. Heimer hatte wie immer *Palak Paneer* bestellt und darum gebeten, das Spinatcurry etwas schärfer zu würzen. Frank Burger hatte sich diesmal für *Chicken Masala* entschieden. Während Heimer sein Essen kaum anrührte und von den letzten Tagen erzählte, genoss Frank sein Hähnchen.

Schmunzelnd registrierte er, wie detailliert Heimer die Gespräche mit Christiana Witt schilderte. Er verkniff sich jeden Kommentar und sagte am Ende nur: »Soso. Morgen geht's also ab an den schönen Zürichsee. In die Welt des Geldes und der großen Namen.«

»Erzähl endlich, was du über Witt und die Schlosskliniken herausgefunden hast.«

Frank schob die Lippen leicht vor und ließ seinen spöttischen Blick noch einen Moment auf Heimer ruhen. »Insgesamt gehören zur Gruppe elf Privatkliniken und rund zweitausendeinhundert Ärztinnen und Ärzte. Hinzu kommen Häuser, die sich auf Psychotherapie und Psychiatrie in der Luxusvariante spezialisiert haben. In diesem Segment betreiben sie Akut- und Belegarztkliniken in Bern, Montreux, Luzern und Zürich, auf einem Niveau, das sich in Ausstattung und Komfort mit den besten Fünf-Sterne-Hotels der Welt messen kann. Alles vom Feinsten. An der Zürcher Goldküste stehen besonders vermögenden Privatpatienten Unterkünfte mit Seeblick zur Verfügung.«

»Ja, ja. Man bleibt unter seinesgleichen. Schicke, exklusive Zimmer mit Rundumversorgung rund um die Uhr.«

»Nee, nee, kein Patientenzimmer in einer Villa, sondern eine ganze Villa für einen Patienten. Butler, Chauffeur und Koch inklusive«, sagte Frank empört.

»Die sind also spezialisiert auf A-Promis, Politiker, russische Oligarchen ...«

»Oder anders gesagt: Der ganze Service beginnt bei hundertfünfzigtausend Franken pro Woche.«

Heimer schüttelte grinsend den Kopf. »Welche Rolle spielt die Charité dabei?«

»Ich glaube, die Klinikleitung hat davon keinen blassen Schimmer. Offiziell wird Professor Witt angeblich im Rahmen ärztlicher Konsultationen hinzugezogen. Aber das bezweifeln viele. Es wird gemunkelt, dass dahinter ein geheimes Forschungsprojekt auf Chefarztebene steckt.«

Frank Burger lehnte sich zurück und ließ die Pause gerade lang genug stehen, um seinen Wissensvorsprung auszukosten.

»Jetzt pack schon aus«, sagte Heimer.

Frank beugte sich wieder vor, nahm sein Weinglas in die Hand, betrachtete die rubinrote Farbe und zelebrierte den Schluck wie bei einer Weinprobe. »Witt ist CEO der Schlosskliniken Zürich AG und mit der Tochter des Hauptgesellschafters verheiratet. Also mit deiner Christiana Witt. Sie ist das einzige Kind und wird später einmal den ganzen Konzern erben. Das nennt man eine gute Partie.«

»Woran du wieder denkst!«

»Eine künftige Milliardärin trifft man nicht jeden Tag.«

»Komm bitte zum Thema.«

»Witt promovierte in Medizin und Philosophie. Vor drei Jahren wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg verliehen. Zufälligerweise an seinem fünfzigsten Geburtstag.« Frank grinste kurz. »Einige halten ihn für aufgeblasen.«

»Hat jemand seine psychischen Probleme erwähnt?«

Frank schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Verständlich.«

»Etwas irritiert mich an der Sache.«

»Was denn?«

»Warum hat sie ausgerechnet dich ausgesucht? In ihrem Umfeld wimmelt es doch von Psychologen und Psychiatern.«

»Wegen meines Buches, sagte sie.«

»Det gloob ick nich.«

Kapitel 5

Heimer ließ den Blick über das schimmernde Blau des Zürichsees gleiten. Um auf Nummer sicher zu gehen, hatte er eine frühere Maschine genommen. Jetzt saß er in dem vereinbarten Restaurant am See und wartete. Wieder sah er auf seine Armbanduhr, dann zu dem bronzenen Zifferblatt über dem Kamin. Die Speisekarte kannte er inzwischen beinahe auswendig: regionale Spezialitäten, Fisch aus dem See, alles, was man an einem anderen Tag hätte genießen können. Heute regte sich kein Appetit. Statt sich auf seinen künftigen Patienten zu konzentrieren, kreisten seine Gedanken um dessen Frau. Sie waren für dreizehn Uhr verabredet. Das große bronzene Zifferblatt zeigte 13:17 Uhr. Seine Anspannung begann, einer leisen Enttäuschung zu weichen.

Plötzlich erschien sie in der Tür, und für einen Moment schien der Raum nur noch ihr zu gehören.

Heimer sprang auf und stieß mit den Kniekehlen gegen den Bistrostuhl, der nach hinten kippte. Beide lachten. Für einen Moment sahen sie sich in die Augen, dann begrüßte er sie eine Spur herzlicher, als er beabsichtigt hatte.

Er bot ihr den Platz mit Seeblick an, den sie mit einem Lächeln ablehnte.

»Ich sehe den See öfter.«

Sie nahm ihm gegenüber Platz. Für einen Moment kam es ihm vor, als gehörten Himmel, See und ihre Augen zu demselben Blau.

Wie schon im *Adlon* nahm sie das Gespräch mühelos in die Hand.

»Herr Doktor, legen Sie los«, sagte sie mit gespielter Feierlichkeit. »Ich werde alles nach bestem Wissen und Gewissen beantworten. Großes Ehrenwort. Ach, und was ich noch sagen wollte: Hier in der Schweiz ist man ab dem zweiten Treffen per Du.«

Sie ließ eine kleine Pause entstehen und lächelte.

»Falls man sich mag.«

Sie strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Die Bewegung war beiläufig, fast nebensächlich, und doch fiel es Heimer schwer, nicht hinzusehen.

Diese Frau wusste genau, was sie auslöste.

»Ich finde«, sagte sie trotzig, »Siezen gehört ins vorige Jahrhundert.«

Heimer zögerte, dann hob er sein Wasserglas. »Gern. Stefan.«

»Christiana.«

Sie strahlte ihn an, und ihr Blick tänzelte, als sei auch sie aufgeregt. Binnen weniger Minuten entfachte sie ein lebhaftes Gespräch und lockte ihm ein Lächeln hervor, das nicht mehr verschwinden wollte.

Seit einer Dreiviertelstunde saßen sie nun zusammen, stocherten in ihren Tellern herum und unterhielten sich so angeregt, als wären sie bei einem ersten Date und nicht bei einem Vorgespräch.

Heimer schenkte ihr Wasser nach und nahm selbst einen Schluck. Sie ließ ihn von etwas träumen, das nicht geschehen durfte.

Er sah auf die Wanduhr. Wo waren die Minuten geblieben? Der Termin mit Witt rückte näher, und noch immer hatten sie das eigentliche Thema gemieden. Er musste das Gespräch auf die Geburt lenken.

»Was würden Sie sich wünschen, wenn Sie nur einen Wunsch frei hätten?«

»Das Du fällt dir schwer?«, fragte sie.

Sie lächelte nicht. Die spielerische Leichtigkeit wich aus ihren Zügen. Sie presste die Lippen zusammen und senkte den Blick auf den Tisch.

»Mein Vater sitzt oft stundenlang am Fenster und schaut auf den Zürichsee, als gäbe es dort etwas, das nur er sehen kann. Dann ist er kaum zu erreichen. Er lebt in einer Seniorenresidenz in Küsnacht, und ich wünsche mir, wieder mit ihm reden zu können wie früher. Seine lichten Momente werden seltener, dabei hätte ich ihm noch so viel zu sagen.«

Heimer neigte leicht den Kopf und sah ihr in die Augen. »Das tut mir leid. Seit wann lebt dein Vater dort?«

»Seit etwa fünf Monaten. Von einem Tag auf den anderen wollte er nicht mehr praktizieren. Er sprach von Erinnerungslücken, von Behandlungsfehlern und davon, dass er die Verantwortung nicht länger tragen könne. Ein paar Wochen später zog er in die Seniorenresidenz.«

Heimer blickte auf ihre gesenkten Lider. »Das muss schwer für dich sein.« Er zögerte kurz. »Ein so plötzlicher Verlauf ist für eine Demenz eher ungewöhnlich. Normalerweise treten die Veränderungen schleichend ein. Wurde er neurologisch untersucht?«

»Er hat gesagt, das könne er selbst am besten beurteilen, und damit war das Thema für ihn erledigt.«

»Wie sieht es mit seinem privaten Umfeld aus?«